

Achtzig Jahre Soldat.

Zum achtzigjährigen Jubiläum des Kaisers.

(Schluß.)

Die Vorbereitungszeit.

Es folgte eine lange Friedenszeit. Das größere Publikum kennt die Thätigkeit des Prinzen Wilhelm während dieser Jahre fast nur von den Exercierplätzen und Wandverterrains her. Man kennt seine schnell aufeinanderfolgenden Beförderungen zu immer höheren militärischen Stellungen. Seine wissenschaftliche Vorbereitung dazu konnte nicht so allgemein und von Jedermann beobachtet werden. Daß sich aus Schriftstücken, die von unserem Kaiser herrühren und, in der Form von Promemorien, Nachrichten u. dergl., sich in den Negativaturen und Archiven des Kriegsministeriums, des Großen Generalstabes und des Militär-Kabinetts befinden, ein großes, bündereiches Werk, und zwar ein Werk, das uns erst die Motive des Kaisers zu allen Regierungshandlungen vollständig darlegen würde, zusammenstellen ließe, scheint wenig bekannt. Die geistige Arbeit des Kaisers, auf der all sein gewaltiges Schaffen beruht, und durch die er sich zu jeder einzelnen Aufgabe seines Willens als Prinz und später Monarch vorbereitete oder weiter begleitete, tritt in dem Bewußtsein die Nation so weit zurück, als seine Schöpfungen und äußeren Erfolge vor jedermanns Augen daliegen. Eingeweihte sagen uns, daß die Vota, Memoranda und sonstigen Ausarbeitungen des Kaisers in einer vollständigen Sammlung nicht bloß die Männer von Fach, sondern vermöge der Klarheit, Keuztheit und ruhigen Sachlichkeit, mit der sie geschrieben sind, sowie durch die weiten Gesichtspunkte eben ohne Ausnahme, zumal diejenigen, die die große Entwicklung unseres Gemeinens und unseres Staates mit erlebt haben, unumverfänglich fesseln würden; daß diese Schriftwerke aber auch unter dem physiologischen Gesichtspunkte das größte Interesse bieten, insofern sie die Thätigkeit des hohen Autors vom zwanzigsten Lebensjahre bis fast an sein jetziges hohes Alter heran umfassen. Diese geistige Vorbereitung für den Herrscher-Beruf und namentlich die Organisation der Armee beginnt mit dem Tage, als der Prinz Wilhelm, im März 1817, in den Stabsarzt berufen und gleichseitig zum Obersten und Kommandeur des ersten Bataillons des Garde-Regiments zu Fuß ernannt wurde. Der Prinz nahm fortan die Gewohnheit an, sich schriftlich über jeden Gegenstand mit strengster Gewissenhaftigkeit klar zu machen, dessen Erörterung in sein Departement fiel. Seine Reise nach Petersburg im Juni des Jahres 1817 (Brautreise der Prinzessin Charlotte, seiner Schwester) benutzte er ebenfalls zu einer Reihe von militärischen Berichten, namentlich über die damals noch junge Landwehr, die er an Orten, wo er übernachtete musterte. Als der König Friedrich Wilhelm der III. im Mai des folgenden Jahres mit dem Kronprinzen die Reise nach Petersburg antrat und für die Zeit seiner Abwesenheit den Prinzen Wilhelm mit der Leitung der Militär-Angelegenheiten betraute, benutzte er wiederum diese hohe Vertrauensstellung, um seine Erfahrungen in der Form von Gutachten zu Papier zu bringen. Eine Kabinettsordre sprach ihm für seine zweimonatliche Wirksamkeit die allerhöchste Anerkennung aus. Im Jahre 1819 zum Mitgliede des Kriegsministeriums mit Sit-

und Stimme ernannt, dann häufig Vorsitzender von Kommissionen, die sich mit neuen Dienst-, Exercier- und anderen Reglements befaßten, setzte er ununterbrochen seine umfangreichen schriftlichen Arbeiten fort, aber auch dann noch, als diese Pflichten in den ad-hoc-Kommissionen aufhörten. Im Jahre 1849 ersahien zuerst ein solches Schriftstück gedruckt. Es war die Broschüre: „Bemerkungen zu dem Gehe-Entwurf über die deutsche Wehrverfassung“ (Berlin, bei A. W. Hahn), das militärische Glaubens-Bekenntnis unseres Kaisers, nur an wenige hervorragende Militärs und Abgeordnete vertheilt.

Es ist dies eine Schrift, welche sich gegen die Reichsliste richtete, aus denen die damalige Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt das künftige Wehrgesetz für das deutsche Heer aufbauen wollte. Es gehörte in jener Zeit Mut dazu, gegen die dort gepredigten Grundzüge öffentlich aufzutreten. Im größeren Publikum hatte man allerdings keine Ahnung, wer diese „Bemerkungen“ geschrieben haben könne. Erst nach einiger Zeit wurde bekannt, daß der Prinz sie geschrieben. Es ist ein merkwürdiges Aftenstück zur Geschichte jener Zeit überhaupt; wichtiger aber noch als das militärische Glaubensbekenntnis des späteren Kaisers; und die Erfolge haben seitdem gelehrt, daß es auf langjährige Erfahrung, unermüdbliche Progris und — der damaligen Stellung des Prinzen entsprechend — auf das ausschließliche Studium der Armee basirt war. Es konnte nicht fehlen, daß eine große Geverschaft über diese Broschüre des Prinzen herfiel, sie zerstückte und „im Bewußtsein der Zeit“ beleuchtete, und man möchte es fast ein Glück nennen, daß der Prinz bald darauf berufen wurde, mit einem nach seiner Erfahrung und Ueberzeugung gebildeten Truppen-Korps die Aufständischen in der Pfalz und Baden, welche ihre Korps nach ihren Begriffen gebildet hatten, zu zurecht zu weisen und dadurch die beste Probe auf das Exempel zu machen.

Der Großherzog von Baden hatte sich nach Frankfurt begeben, die Hilfe der Reichsgewalt zu erhitzen. Da er aber hier kräftige Unterstützung nicht finden konnte, so wandte er sich gleich darauf an den König von Preußen, den „soeben auch Bayern um Hilfe für die Pfalz gebeten hatte. Unermittelt ließ Friedrich Wilhelm Truppen nach Sibirien marschiren, an deren Spitze der ritterliche Prinz von Preußen trat, begleitet von seinem jungen, müthigen Neffen Prinz Friedrich Karl. Die Preußen rückten zuerst in die Pfalz ein; schnell gelang es ihnen, dort den Anarchie zu dämpfen. Die Aufständigen ergiffen überall die Flucht und eilten vor ihnen her nach Baden, um sich da mit der Hauptmasse der Demotraten zu verbinden.

Sowie in der Pfalz die Ruhe wieder hergestellt war, führte der Prinz von Preußen seine Truppen über den Rhein zur Unterdrückung des bairischen Aufstandes. Es mochte den Prinzen seltzam gemahnen, daß er jetzt vom linken auf das rechte Ufer überging, so nahe der Stelle, wo er vor 35 Jahren zuerst den Franzosen feindlich gegenüber gestanden. Der 23. Juni brachte das Gefecht von Uhlstadt, der 25. das von Zurlach und den Einmärsch in Karlsruhe. Die Gefechte von Wilsbeger und von Kuppenheim am 27. und 30. Juni schloffen die Operationen im freien Felde ab. Vom 19. bis 23. Juni wurde Nassau belagert und bezwungen. Bevor die Aufständischen ausrückten, um vor den Preußen die Waffen zu strecken, dankte der Prinz seinen Truppen für ihre Tapferkeit und Treue und wies in eindringlichen Worten darauf hin, wie

sie in wenigen Augenblicken das traurige Schicksal der Entwaffnung von Soldaten erleiden würden, die ihrem Fährten und ihren Fahnen eibrüdig geworden seien. Dann aber entfernte er sich ege der Ausmärsch begann: „Ich will diese Leute nicht sehen!“ Nach der Kapitulation empfang der Prinz am 24. Juli den Orden pour le mérité und die Schwerter zum Roten Adlerorden, und als er sich am 25. September von der Operationsarmee verabschiedete, durfte er mit Recht sagen: „Kameraden! Niemand von uns lasse sich den Rufm entziehen, den Preußens Heer sich um Deutschland erworben hat. Und braucht das Vaterland von neuem unrem Arm, so möge der Ruf unrem Königs uns wieder zusammen führen! Er weiß, daß er uns vertrauen kann!“ Am 13. Oktober führte der Prinz selbst das 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments nach Berlin hinein und wurde hier mit Begeisterung empfangen. Wohl versteht man ihn, wenn er bei dieser Gelegenheit darauf hinwies, welchen unglückbaren Hott Preußen in der verhängnisvollen Zeit an seinem fesseln, treuen Heer gehabt. Dem Präsidenten der ersten Kammer sagte er: „Möge die Kammer bedenken, daß noch kaum ein Jahr vergangen ist, daß sich unser dreißigjähriges Vaterland fast an demselben Abgrunde befindet, in welchen das Land, das ich soeben passirt habe, wirklich gestürzt ist. Preußen hat hauptsächlich sein rettendes Heer vor ähnlichem Unglück bewahrt.“ Darum empfehle ich die Armee der fester und besondern Sorgfalt der Kammer.“

Noch ege der Prinz Baden verlassen hatte, war er von Sr. Maj. dem Könige zum Militär-Gouverneur am Rhein und in Westfalen und zum Oberbefehlshaber der einwweilen noch in Frankfurt a. M. stehenden preußischen Truppen ernannt worden.

Damals schon drohte eine kriegerische Verwidelung mit Oesterreich. Preußen hatte die „Deutsche Union“ gegründet, einen Bund mit den norddeutschen Kleinstaaten. Ein nach Erstur berufenes Parlament beriebt die Verfassung des Bundes. Der Prinz von Preußen suchte im Juni 1850, wo er in Warschau mit dem Kaiser Nikolaus und dem österreichischen Minister Fürsten Schwarzenberg zusammen, erklären für die nationalen Pläne Preußens zu gewinnen, aber vergebens. Zu dem gleichen Zwecke erfolgte im Oktober die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau, der dort mit Nikolaus und dem österreichischen Kaiser verhandeln sollte. Nikolaus sprach so beleidigend über seinen föniglichen Schwager, daß jedes Preußenherz darüber empört sein mußte und Graf Brandenburg davon erkrankte und starb. Oesterreich hatte schon angefangen zu rücken. Preußen that desgleichen. Herr von Manteuffel, an der Stelle des Herrn von Madowitz Minister des Auswärtigen geworden, machte noch einmal in Umlitz einen Versuch, um in einer Konferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg dem Kriege vorzubeugen. Preußen erkaufte den Frieden ihner. Durch die Unterzeichnung der Umlitzer Bedingung versicherte es sich, seine Einheitsbestrebungen aufzugeben, Schleswig-Polstien den Dänen zu überlassen, seine Truppen aus Baden zurückzuziehen und den alten deutschen Bundesstag wieder anzuerkennen.

Schon im Februar 1851 trat die Armee auf Friedensfuß und der Prinz, dem das Kommando übertragen war, in die Stellung des Militär-Gouverneur am Rhein und in Westfalen zurück.

Sodom and Gomorrha.*

Orient and Occident.

(Autorisierter Abdruck.)

II.

Wie die Herren Geographen eigentlich ihre Vermessungen vorgenommen haben, um herauszubringen, daß das jordanische Fürstenthum Monaco eine Ausdehnung von 21 Quadrat-Milometern mit seinem feinen Boden bede, ist mir bis zur Stunde unerfindlich geblieben. Um den kleinen Hafen des libanesischen Staates zieht sich ein schmaler Streifen Landes, welcher zum größten Theile dem Meere abgenommen wurde und der eigentlich an die umherliegenden Felsenberge mit Buchsinderrappe angeklebt zu sein scheint. Es ist ganz ausgeglichsen, daß die mit der Aufnahme beschäftigten Geometer auch die Höhe des kleinen Ländchens als dritte Dimension mit einbezogen hätten, da jeder großgewachsene Genbarm mit seinem Dreimaßler an die französische Grenze sößt; es bleibt mir somit nur die Voraussetzung übrig, daß die fürstliche Regierung, um sich mit einem achtunggebietenden Complex in Götther Almannach einzuflechten, den Hafen mit der davorliegenden Klippe ihrem Reiche hinzugerechnet habe. Die westliche Seite des kleinen Hafens wird in ihrem Gange zur Unkenntlichkeit durch einen Hügel aufgehoben, auf welchen außer dem Schloß und den davor geschichteten Angel-Praximiden das alte Monaco aufgebaut ist: die Mitte dieser vergrößerten Bademannne heißt die mit der Front gegen Sibirien gewendete Neustadt, genannt La Condamine, auf der östlichen Seite, mit der Neustadt durch eine steil aufragende Straße verbunden, liegen Monte Carlo und die Spielbank. In der alten Stadt, so sagte man mir, leben die Eingeborenen, die Familien der fürstlichen Dienerschaft, die Pensionisten der unteren Classen und die wenigen Gewerbetreiber oder Gewerbetreibenden, welche das den Monagasten zu theure dolce far niente mit einer gewinnbringenden Thätigkeit vertauscht

haben sollen. Ob dieses auch wahr ist, ob es in Wirklichkeit Monagasten gibt, habe ich nie mit Sicherheit feststellen können. Ich bin in den wenigen, engen, licht- und luftreichen Gäßchen dieses mittelalterlichen Coriarennestes stundenlang herumgeschritten, ohne je einem lebenden Wesen, und wäre es auch nur ein Hund oder eine Katze gewesen, zu begegnen, ohne je einen Laut zu vernehmen, aus dem ich hätte schließen können, daß hinter diesen schmutzig-grauen, feuchtkalten Mauern wüthliche, mit Herz, Nieren und Luftkreislauf ausgeplattete Menschen wohnen. In der Condamine geht es etwas lebhafter zu. Dort hängen in Privatwohnungen und zahlreichen kleinen Hotels die Croupiers und ihre Fremde die Spielprofessoren, die Bankbeamten und die Abenteuerer aus aller Herren Länder, sowie die Dämchen der Halb- und Viertelwelt, die sich im Allgemeinen sehr gut mit denselben vertragen. Auf der Zahlstraße nach Monte-Carlo befindet sich das „Hotel Beauvau“ eine Art neutraler Boden, wo eine Mutter mit erwachsenen Töchtern ohne Gefahr für deren Ruf absteigen kann; dort wohnen auch einige norddeutsche Geheimraths- und Hofraths-Familien, die sich aller Genüsse, welche die verschwenderische Spielhausverwaltung den Luftkuristen mit großer Liberalität bietet, ohne Gewissensbisse erfreuen, natürlich ohne je einen Feint-Franzen-Thaler dem Spielteufel zu opfern. Auf Monte Carlo selbst geht es großfährlich zu. Das „Hotel de Paris“ besitzt komfortabel eingerichtete Wohnräume und überbietet an futuristischen Gemäßen die ganzen Restaurants der Riviera, vom Kasillon in Marseille angefangen, bis an die äußersten Grenzen der ligurischen Küste. Dort steigen die hochmüthigen Herrschaften ab, denen die volle Briefstunde noch erlaubt, als spanische Granden, britische Lords, italienische Prinzen oder französische Marquis verkleidet einzufuhrstehen; ferner die hohe Klotterie, deren Kredit bei der guten Kleidermacherin noch aufrecht ist, deren Schmutz noch nicht im Verhagente liegt und die nie etwas nach Francs und Centimes hereden, sondern nur Louis oder Zwanzig-Francs-Stücke als Münzeinheit anerkennen. Von den Anlagen, welche den Spieltempel nach rückwärts hin ziehen, führt eine Fahrstraße in der halben Höhe des Fürstenthums sanft absteigend

zurück nach dem Stadthil La Condamine, und diesen ziemlich breiten Wege entlang liegt eine Anzahl Willen von hocharistokratischem Gepräge. Ein kleines Vorgärtchen der Straße zugewendet, parthianische Anlagen auf dem Bergabhange in aufsteigender Linie, Kasse, Altane, Erker, Balcone, Terrassen, maurische, von einer vergoldeten Lanze getragene Zelte, Kasketten, Loggien, Thürmchen, kurz alle Hilfsmittel der Baukunst verhißnern in hübler Abwechslung dieses Duzend von Buen Retiros.

Das schönste und eleganteste dieser prinudollen Gebäude bewohnte die Gräfin Adrienne de la Ponterre. Der Haushalt der Gräfin war nicht groß. Ein Portier, welcher zugleich Gärtnerdienste verah und dessen Frau die Küche beorgte, ein Kammerdiener, dessen aufgeschliffene Kote und lautes Lachen einige Feiertage in das vornehm Anweien brachte, und ein alter Kammerdiener, der auch die Funktionen des Majordomus mit angemessener Stieffheit ausübte, bildeten die gesammte Dienerschaft. Die Gräfin war nicht mehr in der ersten Jugend, vereinigte aber in ihrer schönen Person alle Reize, welche der schmätmerliche Balzac der Frau von dreißig Jahren anrühmt. Ein angenehmes, ausdrucksvolles Gesicht, dunkle, tiefe, unergründliche Augen, ein reizendes Mündchen mit blendend weißen Zähnen, matter, glänzender Teint, wie ihn außer den Ercolimen nur die Frauen Süd-Frankreichs besitzen, Formen von einer Reinheit der Linien, welche das gewisse beruhigende Gefühl der Sicherheit bei dem entzündeten Beschauer wachrufen, kurz eine jener Erscheinungen, bei welcher man die Extradagungen bereist, zu denen sich selbst kalte, erfahrene und selbstbewußte Männer hinziehen lassen.

Aller dieser Vorzüge, welche die Aufmerksamkeit des großen Publikums bei ihrem seltenen Erscheinen im Casino mit Beschlag belegten, schien Niemand weniger bewußt zu sein als die Gräfin selbst. Ihr Auftreten war einfach und bescheiden, ihre glänzenden Toiletten waren natürlich und selbstverständlich für eine von der Natur so außerordentlich ausgestattete Dame; sie zeigte sich selten bei der Musik, bei den Concerten, sie erschien wenig bei den Theateraufführungen und Wetrennen, so daß ihre Gegenwart auf diesen Sammelpunkten der dortigen Gesellschaft nie verfehlte, ein gewisses schmeichliches Aufsehen zu er-

* Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ vom 19. December 1880.

Das fünfzigjährige Dienstjubiläum.
Am 31. Mai 1851 fand die feierliche Einweihung des Monuments Friedrichs des Großen in Berlin statt, zu welcher der Prinz von Preußen die militärischen Anordnungen zu treffen hatte, und zwar ganz entsprechend denen der Grundsteinlegung. Der hohe Herr kommandierte an diesem Tage das Garde-Korps. Im Sommer desselben Jahres wohnte er wieder einer Neuauflage russischer Truppen bei Warschau, der Entschlaffung des Denkmal für die in der holländischen Kampagne Gebliebenen zu Karlsruhe und endlich der Jubelzug in Hohenzollern bei. Im Jahre 1853 wohnte er Truppenübungen in England und Desferre bei und sah bei Mainz zum ersten Mal das ungarische Regiment, dessen Chef er war (Infanterie-Regiment Nr. 34).

Das Jahr 1854 brachte dem Prinzen von Preußen die Ernennung zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls (20. März).

Am 15. Oktober 1855 hatte der Prinz das Glück, dem Könige zu dessen 50-jährigen militärischen Dienstjubiläum den von der Krone dargebrachten Ehrenbogen zu überreichen.

Am 1. Januar 1857 feierte dann er selbst das gleiche Fest. Er erhielt von dem Könige einen Degen, von der Armee einen Schild, von den Veteranen einen Helm als Ehrengewand, und der König ernannte ihn zum Chef des 7. Infanterie-Regiments. Den Schild überreichten, nach einer Ansprache, welche des Königs Majestät selbst hielten, die Feldmarschälle von Wrangel und Graf Dohna. Die feierlichen Ansprachen der in deren Schilde hatte König Friedrich Wilhelm IV. selbst angegeben. Sie lauteten auf der Artspange:

„Der König nahm das Schwert,
Empfangen Du den Schild.
Geschützt ist dann der Heerd,
Stimm' es auch noch so wild!“

Auf der Handgabel:

„Zu Schirm und Schutz,
Zu That und Trutz,
Zu Sieg und Streit!
Von Gott geweiht!“

Sind diese Worte nicht wie von einer Ahnung der großen Dinge erfüllt, die Gott noch durch des Prinzen Hand vollbringen wollte?

Und bald sollte die Bürde der Regierung auf seine Schultern gelegt werden. Am 23. Oktober 1857 erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen wurde mit der Stellvertretung desselben betraut; am 7. Oktober des folgenden Jahres wurde ihm die Regentenschaft übertragen.

Die Armeereform.

Dem neuen Ministerium, welches unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen zusammentrat, hielt der Regent eine Ansprache, welche das Programm der neuen Regierung entwarf und in ganz Deutschland mit lebhafter Zustimmung begrüßt wurde. Die Ansprache betonte die Vertretung der Interessen Deutschlands als Preußens heilige Pflicht. Mit bedeutungsvollen Worten gedachte sie endlich des Heeres: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vergrößerung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwirgt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß

Manches, was sich nicht bewährt hat, zur Abänderung Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es wäre schwer sich betrossender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prägen, die deshalb im Momente der Entschreibungen den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Waagschale legen zu können.“

Während des italienischen Krieges erfolgte im Mai 1859 eine theilweise Mobilisirung der Armee und als am 27. Juli die Truppenteile wieder demobilisirt wurden, befiel man die aufgestellten neuen Cadres bei und begann damit thätig die Ausführung der Heeresreorganisation. In der Thronrede vom Januar 1860 erklärte der Regent die Befestigung derin der Wehrverfassung hervorgerathenen Uebelstände für seine Pflicht und sein Recht und nahm die verfassungsmäßige Mitwirkung des Landtages dazu in Anspruch. „Es ist nicht die Absicht, fuhr er fort, mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen. Die preussische Armee wird auch in Zukunft das preussische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Gewissen Sie eine reichlich errogene Vorlage Ihre vorurtheilsfreie Prüfung und Bestimmung.“ Allein das Abgeordnetenhaus zeigte sich schwierig und das Herrenhaus verwarf die Grundbaurvorlagen, aus deren Entzug die Mehrkosten der neuen Einrichtung werden sollten. Es kam eine schwere Zeit für den Regenten. Nur zu außerordentlichen Bewilligungen waren die Kammern zu bewegen, und das eigene Werk des Prinz-Regenten, von dessen Nothwendigkeit er auf das Beste überzeugt war, schien in fester Gefahr noch während des Entstehens an dem Widerlande der anderen Faktoren der Gesetzgebung zu scheitern. So fanden die Dinge, als Friedrich Wilhelm IV. die Augen schloß und der Regent als König Wilhelm I. am 2. Januar 1861 den Thron bestieg. Seine ersten Maßnahmen galten dem großen Werk der Heeresrenewierung. Den festen Willen, sich aufrecht zu erhalten, bekundete er durch die Fahnenweihe am 18. Januar. Vor dem Standbilde Friedrichs des Großen wurden die Fahnen und Standarten der neugebildeten 36 Infanterie-, 10 Kavallerie- und 5 Artillerie-Regimenter sowie die von 5 Jäger- und 9 Pionier-Bataillonen, im Ganzen 132 Bataillonen, feierlich eingeleitet. Damit war der Armee thätig ihre nothwendige Vergrößerung und Umgestaltung gesichert, wenn auch die gezielte Befestigung noch ausstand. Mit treuer Steifigkeit verfolgte inzwischen der König trotz aller Kammers und aller Sorge, welche ihm der Konflikt mit dem Landtage bereite, den Gedanken einer besseren Gestaltung der Wehrverfassung auf ganz Deutschlands. Seine Regierung unterbreitete dem deutschen Bunde im Mai 1861 einen Entwurf über Aheilung des Oberbefehls im Bundesheere zwischen Oesterreich und Preußen; aber es gelang ihr nicht, mit diesen Gedanken durchzudringen. Dagegen schloß Preußen mit den Herzogthümern Koburg-Gotha und Altenburg, sowie mit dem Fürstenthum Waldeck Militärfonventionen ab, welche die Vorläufer der späteren militärischen Einrichtungen des norddeutschen Bundes wurden.

Im Herbst 1861 leitete der König die großen Manöver des VII. und VIII. Armeekorps und am Tage der Schlacht bei Leipzig fand zu Königsberg die Krönung statt. Wie mußte es ihn, als er in der alten Schloßkirche die Krone auf sein Haupt setzte und im Gebet das

Reichsschwert erhob, an jenen 1. Januar des Jahres 1807 mahnen, da er in eben diesem Heiligthume zum erstenmal das Dienstgewand des preussischen Kriegers trug! Damals wankte der Boden des Vaterlandes unter dem Marische siegreicher feindlicher Bataillone; sorgenerregte war auch die Krönung stünde nicht. Die Gegenwarts der vom Könige als abolut nothwendig erkannten Heeresreorganisation stand noch immer seinem Willen, auf den Wortlaut des Gesetzes gestützt, schroff gegenüber; schwer litt der König unter der ihm so schmerzlichen Aufgabe, diesen Kampf durchzuführen. Es schienen Zeiten zu drohen wie jene, in denen der große Kurfürst mit seinen Ständen gleichfalls um die Heeresgestaltung so heftig gerungen, Kämpfe, die gerade in Königsberg zu tragischen Katastrophen geführt hatten!

Der Krieg mit Dänemark und Oesterreich.

Am 17. März 1863, dem fünfzigjährigen Gedentage der Stiftung der Landwehr, vereinigte der Prinz alle noch lebenden Inhaber des Eisernen Kreuzes einer großen Zeit um sich und legte in ihrer Mitte den Denkstein für das Monument seines in Gott ruhenden Vaters. Gegen 4000 Veteranen versammelten sich in Berlin — eine Vereinigung von so ergeizendem und rührendem Charakter, wie sie vielleicht niemals in der Welt beisammen war.

Das Fest war ernst, und ernst waren die politischen Anzeichen, die der Sommer brachte; vor Allen der vom österreichischen Kaiser nach Frankfurt berufene Friedentag, auf welchen König Wilhelm nicht erschien. Doch erfolgte zunächst noch ein Bündniß mit Oesterreich und der gemeinsamen Feldzug nach Schleswig-Polstein. — Von dem Augenblicke an, wo das Schwert aus der Scheide fuhr, wurde die Luft leichter und freier. Hochgeglückt eilte der König nach der Erklärung Düppels nordwärts und sprach den tapferen Truppen seinen Dank aus. — Doch der am 30. Oktober geschlossene Wiener Friede enthielt die Keime eines neuen großen Krieges, und das Denkmal des dänischen Krieges, zu welchem der König am 18. April 1865 in Berlin den Grundstein legte, sollte weit hinauswachen über jene ursprüngliche Bedeutung! Die Gasteiner Konvention überdickte nur auf kurze Zeit die Luft, welche Oesterreich und Preußen trennte: die Vorläufer des Krieges zu einer den thätigsten Verhältnissen entsprechenden Neuordnung des Deutschen Bundes wurden zurückgewiesen; Oesterreich zog das Schwert, und am 18. Juni 1866 erklärte König Wilhelm das Vaterland in Gefahr. Da schmolz allmählig das Eis der Verfassung und der Kammerdemonstrationen von Königtrug übertronte mit seiner gewaltigen weltgeschichtlichen Sprache die Dissonanzen, die so lange Ohr und Herz gequält. Am 17. August wurde dem Landtage die königliche Botchaft vorgelegt, welche die Vereinigung von Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt mit dem preussischen Staate ansprach, und im Oktober wurde die Heeresreorganisation glücklich vollendet unter Erwidung dreier neuer Armeekorps in Schleswig, Hannover und Hessen.

Der französische Krieg.

Das große Werk war vollendet; und als der König am 1. Januar 1867 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, als er jene Ehrensäule entgegennahm, die jetzt den Ritteraal des Schlosses schmückt, als die Trophäen des österreichischen Krieges in der Potsdamer Garnisonkirche die Grust Friedrichs umrauschten, da mochte König Wilhelm sich des hehrerregenden Sieges in tiefster Seele freuen. Und dennoch: das Erbhaben stand noch bevor. Es bedarf keiner Erzählung dessen, was wir Alles erst selbst erlebt. Nur darauf sei hingewiesen, daß König

regent. Erst nach einigen Wochen seines Anienthaltes in Monaco war mein Freund Erwin so glücklich, die Herbe Monacos, die Gräfin de la Ponterie, kennen zu lernen.

Erwin hatte bis dahin beiseiden und zurückgezogen, nur seiner Gesundheit gelebt. An schönen, sonnigen Tagen unternahm er große Spaziergänge der Meeresküste entlang, an regnerischen betrat er, wenn auch widerstrebend, das Casino, den einzigen Zufluchtsort, welchen die vorzügliche Verwaltung des schlechten Wetters den Fremden zur Verfügung stellt. Mein Freund hüthete sich wohl, dem verhängnisvollen Roulettestisch nahe zu kommen, wiewohl dements entgegen auf zehn Meter im Umkreis aus und verkehrte überhaupt mit Niemandem. Eine einzige Ausnahme bildete ein pensionirter französischer Officier, Capitän Berger, dessen oberflächliche Bekanntschaft er jeinerzeit in Paris gemacht hatte und der alle Arkane des Wettes bis auf den Grund zu kennen schien. Durch ihn wurde Erwin auf die verschiedenen Schwinder und deren Special-Kunstgriffe aufmerksam gemacht, welche sich dort in Unzahl herumtreiben und denen naive, offene, vertrauensfertige Naturen, wie mein Freund es war, nur zu leicht zum Opfer fallen.

Das ewig Weibliche übt auf keusche Naturen einen um so größeren Reiz, als sie den verführerischen Lockungen leichter Erfolge siegreicher zu widerstehen im Stande sind; als daher Erwin beim Weltaffen des Concertsaales eines Tages die Gräfin de la Ponterie erblickte, als zufällig ein Strahl ihrer unerschütterlichen Augen den armen Gelehrten streifte, um nach Uebelflusse Capitän Berger auf sie zuzuschritt und mit dem Hute in der Hand seine devote Anbiederung machte, ging in meinem armen Freunde eine Umwälzung vor sich, von deren elementarer Gewalt er im ersten Momente selbst keine Ahnung hatte. Der dienstfertige Capitän stellte ihn vor, und die Gräfin erlaubte den beiden Herren, sie ein Stück Weges zu begleiten. Ein freundlicher Blick, ein leise erwidertes Händedruck beim Abschiede gaben dem Schicksal den Mut, schon in den nächsten Tagen in der prunkvollen Villa vorzuspitzen, und noch war keine Woche vergangen, so war das Bild der

in der Heimath zurückgelassenen Braut verlobt und in Rauch und Nebel verschwunden.

Die Gräfin hatte Gefallen an dem sympathischen Erwin gefunden. Sie nahm seine Huldigungen mit unbefangener Gemüthlichkeit entgegen, ermutigte dieselben, wenn auch mit züchtiger Bescheidenheit, und als er endlich aus seiner beiseiden Zurückhaltung herausrat, weichte sie ihn in ihre Verhältnisse ein. Sie war, kaum aus dem Kloster in's Elternhaus zurückgeführt, an Herrn de la Ponterie verheiratet worden, ohne daß ihre Neigung sonderlich befragt worden wäre, und die Ehe war keine glückliche. Ihr Gatte vernachlässigte sie nach wenigen Monaten in geradezu beleidigender Art und ließ allen möglichsten galanten Absenteuren in Vergessen erregender Weise nach, mit gänzlicher Vernachlässigung der Nüchternheit, welche er seinem Stande und seiner Gemahlin schuldig war. Eines Tages überraschte sie ihn in verächtlichem tete-à-tete in ihrem eigenen Hause, und nun konnte ihres Weidens dajelbst nicht länger sein. Sie verließ die eheliche Gemeinschaft, flüchtete nach Monte Carlo und strengte von dort aus die Scheidungsklage an, deren Entscheidung in Kürze erfolgen mußte. Sie schlüßte die arme Frau, als sie in einer mittheilbaren Stunde das Geheimnis ihres Lebens einem ihr eigentlich fernstehenden Manne erθέte, und ein stummer Händedruck, ein Aufschlag ihres feuchten Auges sagte ihm beredter als alle Worte: „Warum habe ich Sie nicht früher kennen gelernt!“ Erwin nierte vor sie hin, trösfte sie thranenden Auges, mit allen Worten, welche ihm Liebe und Mitleid eingaben, und bot ihr Hand, Herz und Leben an. Ein langer, lebensschaffender Kuß besiegelte den neuen Bund. „Unter Verhältniß, lieber Erwin“, sagte die Gräfin, als sie Hand in Hand neben einander saßen, „hat sich mit heute verändert. Ich kann Sie jetzt nicht mehr so unbefangenen aufnehmen und darf Sie nicht mehr so oft bei mir sehen. Ich bin nur ein schwaches Weib und muß für mein gutes Ruf Sorge tragen. Mein Mann umgibt mich überdies mit Spionen und bewacht jeden meiner Schritte und Tritte. Er liebt mich nicht, ich weiß es, aber es verdirbt ihn genalich meine Mithit von 1,200,000 Francs zurückzugeben, wie er es thun muß, so

bald die Scheidung gegen ihn ausgeprochen wird. Also Geduld, lieber Freund, die Zeit der Prüfung wird für uns bald verfließen sein.“

Der überglückliche Erwin konnte sich der Nichtigkeit dieser nothwendigen, wenn auch peinlichen Schlußfolgerung nicht entziehen und der Verheirathung zwischen den zwei Liebenden wurde nun zumeist durch einen lebhaften Briefwechsel vermittelt, wiewohl, wie man sich leicht denken kann, die glühendsten Ergüsse zweier ungeduldrigen Seelen entfiel.

Eines Abends sprach Erwin, der eben von einem langen Spaziergang zurückgekehrt war, bei der Königin seines Herzens das. Er fand die Gräfin in einer unbefriedigenden Aufregung. „Ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten. Ich muß zwischen heute und morgen unbedingt 50,000 Francs haben. Nehmen Sie hier die fünf Tausend-Francs-Billetts, gehen Sie in's Casino und spielen Sie für mich.“ — „Aber um Gotteswillen“, rief der erschrockene Erwin, „was ist denn vorgefallen?“ — „Früher Sie nicht weiter; Sie sollen Alles wissen, wenn Sie zurückkommen. Aber gehen Sie jetzt. Ich muß das Geld haben; mein Leben, mein Glück, meine Zukunft, unsere Liebe, Alles steht auf dem Spiele“, sagte sie, indem sie ihm im höchsten Affekt zur Thüre drängte.

Fünfzigtausend Francs sind kein treutes et quarante manchmal im Handumdrehen gewonnen. „Nach gesehn“, dachte Erwin, „hat ein bieder, unbefangener Mädel eine viel größere Summe in Zeit einer Viertelstunde eingekassirt, wie ich mit der Gott der Götter und des Spieles gänzlich!“ Aber die räthselhaften Hinter der vorfindlichstigen Zeiten haben ihre eigenen Tücken. Glück in der Liebe, Unglück im Spiele. Die 50,000 Francs waren in wenigen Minuten verloren, die paar tausend Francs, welche das Hebelgeld meines armen Freundes bildeten, waren auch bald weg, und mit glühendem Kopfe eilte er ins Freie. Was nun? Das Telegraphenamt liegt neben dem Spielhause, und eilends fandte er eine dringende Depesche an den Bankier, bei welchem sein Vermögen lag und der inländischen Bitt, ihm sofort 30,000 Francs telegraphisch anzuweisen. Das Geld mußte den folgenden

Wilhelm, als er nach Beilegung des Luzenburger Streites mit Kaiser Alexander von Rußland zu Paris weilte, bereits durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes und durch Schluß- und Traktatunterschriften mit den Südländern, thätlich über die Verhältnisse der Deutschen war. Welch eine Machtstille umgab ihn damals, als er auf den Longschamps die Reue über die Armee von Paris anahm! Bald folgte er die Stätten, die französischen Truppen als zurückgekehrter Heerwinder aus Paris wiederzogen. Am 1. August wurde der Königgrätz erfolgte die Weisung von 37 neuen Fahnen und Standarten. Bald sollten sie ihren Schaaren auf dem blutigen Wege der Ehre und des Sieges vorausflattern.

In den Jahren 1868 und 1869 feierte der König sein fünfzigjähriges Jubeljahr als Chef des russischen Regiments Kaluga, empfing das Großkreuz des russischen St. Georgen-Ordens und wurde Chef des 2. königl. sächsischen Grenadier-Regiments. Dann kam der Feldzug gegen Frankreich: die Erneuerung des Eiserne Kreuzes, der Ruf: „In mein Volk!“ Gravelotte und St. Privat, Beaumont und Sedan. — Am 14. Januar 1871 erließ der König das Schreiben an die deutschen Fürsten, in welchem er die Annahme der deutschen Kaiserkrone aussprach, und am preussischen Krönungstage, am 18. Jan., veränderte er sich in dem Schlosse Louis XIV. zu Versailles als deutscher Kaiser. Welche Empfindungen mußten das Herz des edlen Monarchen erfüllt haben, als er am 1. März wieder eine Reue auf den Longschamps hielt und seine Heere in das unterworfenen Paris einjog! Sein ganzes Leben fühlte sich in diesem Augenblicke mit einer wunderbaren Einheitlichkeit zusammen; die Erinnerung an die Weiden und an die Triumphe der Jugend mischten sich mit dem Gedächtniß an die Sorgen und unerhörten Triumphe des Alters und über alles, was ihn glänzend und glorreich umgab, konnte sich der erquickende, still beglückende Gedanke erheben, wie er, der Kaiser, treu geblieben sei dem Jugendversprechen, den er einst mit seinem Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte: „Meine Kräfte gebören der Welt, dem Vaterlande!“

Das siebenzigjährige Dienstjubiläum.

Am 1. Januar 1877 feierte der Kaiser sein siebenzigjähriges Militärdienst-Jubiläum. Nicht bios Berlin, wo in allen Straßen geflaggt wurde und eine Menge von Menschen das Kaiserliche Schloß umlind, nahm Anteil an dieser seltenen Feier, sondern ganz Deutschland feierte diesen Tag mit. Von allen Seiten her wurden dem Kaiser in Zürich, Dresden, Posen und Westfalen Beweise der Huldigung dargebracht. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, diesen Tag in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen; aber das Verlangen der deutschen Armee, ehren höchsten Kriegsherrn an diesem Tage ihre Glückwünsche darzubringen, war ein so entzückendes und berechtigtes, daß der Kaiser nicht umhin konnte, seine Genehmigung zu der künftigen Feier des Tages zu erteilen. Mehrere deutsche Fürsten waren in Berlin anwesend, die General-Feldmarschälle, die kommandierenden Generale sämtlicher Armeekorps und eine Menge anderer hoher Offiziere hatten sich eingefunden. Der König Oskar von Schweden ließ durch seinen Gesandten einen eigenhändigen Brief übergeben. Die erste Deputation, welche dem Kaiser ihre Glückwünsche darbrachte, war die des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Dies ist das Regiment, in welches der Kaiser am 1. Januar 1807 in Königberg eintrat, dessen Chef er längere Zeit gewesen ist, und in welchem sämtliche preussische Prinzen ihre militärische Laufbahn begannen. Diese Deputation überreichte dem Kaiser einen Briefschreiber in

Form einer Pyramide aus verschiedenen Steinen aufgebaut, welche auf den Schladtobelnen, auf welchen das Regiment seit dem Tage von Großgörschen gelämpft hat, gesammelt waren. Ammittags 1 Uhr empfing der Kaiser die Deputation verabschiedeter Militärs aller Grade und Waffengattungen, des Wäpplischen Krieger- und Landwehr-Verbandes und des deutschen Krieger-Verbandes. Die erste, an deren Spitze General Neowarth von Büntefeld stand, überreichte dem Kaiser nebst einer Adresse ein ungemein kunstreich gearbeitetes „Kaiserschwert“, als einen lebenden Zeugen vorübergehender großer Thaten. „In seinen Stahl gruben wir zu den Tagen früheren Ruhms die glorreichen Tage des verfloffenen Jahrhunderts, deren Glanz ewig hell und klar strahlen wird.“ Die zweite Deputation übergab dem Kaiser eine silberne Ehrenpauke mit dem Standbilde „Germanns“ auf der Grotenburg, die dritte eine Stiftung für die Wittwen der Mitglieder des Kriegerbundes.

Am glänzenden Tag der 12^{1/2} Uhr im Ritteraal stattfindende Empfang der Generale. Alle die glorreichen Namen aus den letzten Kriegen waren hier vertreten. Die Sieger von Königgrätz, von Wörth, von Metz, von Sedan, von der Voire, von Amiens, von Belfort, von Paris — sie standen Alle in einem Halbkreis um ihren kaiserlichen Führer. In ihrem Namen richtete der Kronprinz als General-Feldmarschall des Deutschen Reiches warme und begeisterte Worte des Dankes an seinen königlichen Vater, als das „Vorbild aller soldatischen Tugenden und der Schöpfer jener neuen Ordnungen, die Preußens Ruhm erhöhen, Deutschlands Größe neu und fest begründen helfen.“ Heute, wo wir unter Gottes Beistand zu immer schönere Erfüllung bestrebt sind, was unser Vaterland lange schmählich vernicht und vergebens erlitten hat, heute sind es Deutschlands Heer und gemeine Stämme, die voll Dank für alle Güter, welche Em. Majestät ihnen erlangen, in ihrem Kaiser den siegreichen Feldherrn, den Wiederhersteller und Befreier des Reichs verehren. Ist es hoch, wenn wir die Blide rückwärts wenden auf den Beginn Em. Majestät militärischer Laufbahn, als ob die mit Preußens tiefer Noth und endlicher Erhebung eng verknüpften Jugendereignisse Em. Majestät die Vorbereitung zu den Thaten bedeuteten, welche die Weltgeschichte mit Ihrem Namen für immer untrennbar verbindet. Tief bewegt antwortete der Kaiser: „Wenn alle die Herren, deren Anwesenheit mich hier und am heutigen Tage besonders erfreut, mit den Gefühlen übereinstimmen, denen mein Sohn so eben Worte gegeben, so kann ich mich um so glücklicher schätzen und spreche daher zunächst Ihnen meinen Dank dafür aus. Wenn ich auf den Tag zurückblende, an welchem ich vor jetzt 70 Jahren in die Armee eintrat, muß ich ja auch der Verhältnisse gedenken, unter denen es geschah; dann ist es aber auch von dem Augenblicke an, wo mich die Hand meines in Gott ruhenden Vaters in die Armee einführte, meinen ganzen Lebenslauf hindurch bis zu der heute mir vergönnten Freude, mein erstes Gefühl, dem Vater unserer Heldische demüthigen Dank zu sagen. Meine Stellung brachte es mit sich, daß der größte Theil meines Lebens der Armee gewidmet war. Darum gehe ich aber allen denen, welche mich auf meiner militärischen Laufbahn begleitet, und meine Bemühungen unterstützt, meine Erkenntlichkeit, deren ich mich stets gern erinne. Denn der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer der Armee verdanke ich die Stellung, die ich jetzt einnehme. Von Jheppellinn an bis auf die neuesten allereicht beendeten Kriege stehen die Thaten der brandenburgisch-preussischen Armee unaussprechlich in den Annalen der Weltgeschichte und was Preußen geworden ist, ist es hauptsächlich durch seine Armee geworden. Sie, meine

Herren, die heute mir gegenüber meine Armee repräsentieren, bitte ich, allen denen, welche Sie vertreten, meinen persönlichen Dank abzulassen, einen Dank, der um so verdienter ist, als ich mich eine so lange Zeit hindurch von der Befreiung und dem Gelingen des Heeres, stets in enger Verbindung mit ihm, überzeugen konnte, einem Geiste, der mit Ihr Werk ist und dem, in Verbindung mit dem deutschen Truppen, der große Erfolg gelang, ein einiges Deutschland und ein deutsches Heer zu schaffen.“ Bei dem im Weißen Saale des Schlosses stattfindenden Galabinder brachte der Kronprinz folgenden Toast aus: „Im Namen des deutschen Volkes und des deutschen Heeres trinke ich auf das Wohl unseres allergnädigsten Kaisers, Königs und Kriegsherrn. Gott segne und erhalte Eure Majestät!“ Der Kaiser antwortete: „Meine Herren! Ich fordere Sie auf, Ihre Gläser zu ergreifen; wir trinken auf das Wohl des Volkes, aus dem das Heer hervorgegangen ist.“ Es war eine erhebende Feier.

Schluf. Nun ist es dem Kaiser beschieden, was kaum jemand zu hoffen wagt, als hochbetagter, bald neunzigjähriger Greis, in ein Zeitraum von achtzig Jahren zu überblicken, nach an geschäftlichen Ereignissen, wie ihn kaum irgend ein früheres Zeitalter aufzuweisen hat; und er darf es thun mit dem stillsten Bewußtsein, alle Zeit und in allen Stellungen in der Selbstverleugnung und der Gewissenhaftigkeit seines treuen Dienstes der ganzen Armee ein leuchtendes Vorbild gewesen zu sein und ihr dadurch den Geist eingeplant zu haben, durch den sie das Muster aller Heere der Welt geworden ist. Mit der Armee segnet das ganze Volk den Tag, an dem der jugendliche Prinz Wilhelm zum ersten Male den Degen ergrieff, der seitdem durch Gottes Gnade in der Hand des Kaisers zum guten und scharfen Reichsschwert des geeinigten deutschen Vaterlandes geworden ist.

Kirchliche Anzeigen.

Am Schloßprediger:

- Zu H. 2. Frauen:** Abends 6 Uhr Sylvestergottesdienst Herr Archidiakon Pfanne.
- Zu St. Ulrich:** Abends 6 Uhr Herr Oberprediger Sieckel.
- Zu St. Moritz:** Abends 6 Uhr liturgischer Gottesdienst mit Predigt für Kinder und Erwachsene Herr Oberprediger Saran.
- Domkirche:** Abends 6 Uhr liturgischer Gottesdienst unter Mitwirkung des Domkirchenchores.
- Zu NeuMarkt:** Abends 6 Uhr Vesper Herr Hilfsprediger Bohmann.
- Katholische Kirche:** Abends 7 Uhr Schlafnachricht mit Predigt und Segen.

Am Neujahrstage predigen:

- Zu H. 2. Frauen:** Vormittag 10 Uhr Herr Diaconus Gützelien. Abends 6 Uhr Herr Superint. D. Förster. Gesammelt wird eine Kollekte für das Waisenhaus zu Langendorf.
- Zu St. Ulrich:** Vormittag 10 Uhr Herr Oberdiaconus Wächter. Nachmittags 2 Uhr Kindergottesdienst Herr Diaconus Richter (siehe Abtheilungen). Abends 6 Uhr Herr Diaconus Richter.
- Zu St. Moritz:** Vorm. 10 Uhr Herr Oberprediger Saran. Abends 6 Uhr Herr Diaconus Nietzmann.
- Hospitalkirche:** Vorm. 8^{1/2} Uhr Herr Diaconus Nietzmann.
- Domkirche:** Vormittag 10 Uhr Herr Oberprediger Beckh. Abends 5 Uhr Predigt und Vorbereitung Herr Oberprediger Albers.
- Zu NeuMarkt:** Vormittag 10 Uhr Herr Pastor D. Hoffmann. Nach der Predigt Beichte und Kommunikation derselbe.
- Zu St. Georgen:** Vormittag 10 Uhr Herr Prediger Palmé. Abends 5 Uhr Herr Hilfsprediger Graf.

Tag ankommen, vorher wollte er sich bei der Gräfin nicht zeigen. Die Döppelheute kam am nächsten Mittag, und Erwin fuhr mit derselben nach Nisa, wo er nach Erfüllung einiger Formalitäten die Summe bezog. Der nächste Tag brachte ihn nach Monte Carlo zurück, und sofort stürzte er zu Madame de la Ponterrie. Die arme Gräfin lag, ein wahres Bild des Jammers, auf einer Ottomane hingestreckt. „Trochen Sie Ihre Thränen, meine Theuerste, hier sind die gewünschten 50 000 Francs.“ — „Zu spät, zu spät!“ rief sie, in kampfshafte Schluchzen ausbrechend. — „Warum zu spät, was bedeuten diese Mätzchen? Warum verjagen Sie Ihr Vertrauen dem Manne Ihrer Wahl, der Ihnen bald für's Leben angehören wird?“ Die Gräfin weinte still vor sich hin. „Sie sollen Alles hören; ich will nichts vor Ihnen verborgen halten, umso mehr, als Sie selbst an Allem Schuld tragen. Sie wissen,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß mein Gatte mich mit einem Netz von Verräthern umspinnen hat. Ich wollte Sie darum nur selten empfangen, um seinem Advokaten seine Scheingründe in dem Scheidungs-Prozesse an die Hand zu geben. Leider sollte die Vorsicht zu meinem Verderben ausschlagen. Wir sahen uns selten, schrieben uns aber so öfter. Ihre Briefe habe ich immer wohlverwahrt bei mir getragen; wo sind aber die meinten? Sie haben sie unvorsichtigerweise in Ihrem Schlafzimmern liegen lassen, so daß sie Ihnen gektoren entwendet worden sind. Gestern Mittag erschien bei mir ein Fremder, dessen friedliche Manieren mir von vornherein verdächtig vorkamen. Ein Freund von ihm, so erzählte er, hätte sich im Auftrage des Grafen in den Besitz von Briefen gesetzt, welche höchst compromittierenden Inhalt für mich seien. Nur seine antwortende Bemerkung für mich habe ihn veranlaßt, ihn zu bewegen, daß er dieselben mir zurückgebe. Leider verlangte er nicht weniger als 100 000 Francs, da ihm die gleiche Summe von meinem Gatten geliehen sei. Ich öffnete ihm, was ich an barem Gelde besaß, 50 000 Francs, aber Alles blieb vergebens, der Schwartz ließ sich nicht erweichen. Meine letzte Hoffnung war die Spielbank, doch als Sie gestern Abend nicht zurückkehrten, wußte ich, daß

auch diese mich betrogen habe. Heute Vormittag überwand ich meinen Widerstand und machte einen letzten Versuch mit dem Gelde, das mir übrig blieb, doch der geträubliche Spieltisch hatte auch dieses bald verschlungen. Jetzt ist Alles vorbei, mein Unglück ist besiegelt. Ich großmüthiges Opfer, welches ich ohnehin nie und nimmer angenommen hätte, kann mich nicht mehr retten.“

Sie brach von Neuem in heftiges Weinen aus und sank endlich wie bewußtlos auf die Ottomane hin. Erwin beschwor sie, sich zu beruhigen, beherrschte, was er Alles aufbieten werde, um sie aus dieser Zwangslage zu befreien, und suchte ihr frisches Muth einzufößen. Der Spielgott mußte ein drittesmal angerufen werden; es gab kein anderes Mittel, um sich vor nächstem Mittag, welcher von den Erpreßern als äußerster Termin bewilligt worden war, das nöthige Geld zu verschaffen. Vergeblicher Versuch. Die unarmbrügerischen Rechen der Croupiers freisten auch die 50 000 Francs Erwin's mit ihrem erschütterlichen Gleichmuth ein. Als der letzte Einsatz der Kasse der immerwährenden Bank einverleibt war, ging Erwin mit der fühligen Ruhe der Verzweiflung in den Vefesaal. Ein kleines Weibchen benachrichtigte die Gräfin de la Ponterrie, daß sie ihre Reinger auf den Abend verfrachten möge, bis er ihr die nöthige Summe bringen werde; eine Döppelheute ging an den Fenster ab, in welcher die unverweilte Abhandlung von 100 000 Fr. kringendst verlangte wurde. Die Anweisung kam am nächsten Tag, mit der fühligen geschäftlichen Anzeige, daß damit sein Depot betraute zur Gänge erlöscht sei, und Erwin brachte das Geld der Gräfin, die vor ängstlicher Erregung von einem nervösen Zittern befallen war. Sie umarmte ihn leidenschaftlich, drückte einen langen, glühenden Kuß auf seine Lippen und entließ ihn mit den Worten: „Mein Freund, mein Vetter, mein Herr und Gemahl!“

Am nächsten Tage klingelte Erwin gegen Mittag an der Thüre der Gräfin, um nachzugehen, ob sie sich von den Aufregungen der verfloffenen Tage erholt habe. Der Portier öffnete, und Erwin wollte, wie gewohnt, weitergehren, doch der Cerberus verriet ihm den Weg. „Die Frau Gräfin ist heute Morgens abgereist.“ — „Wohin?“

Hat sie keine Post für mich zurückgelassen?“ — „Wir ist nichts bekannt, vielleicht kann der Kammerdiener Auskunft geben.“

Der ehrwürdige Majordomus erschien, hatte aber wenig Tröstliches zu sagen. „Die Frau Gräfin hat keine Commission, weder für Sie, noch für sonst Jemand zurückgelassen.“ — „Wohin ist sie geehrt, wann kommt sie zurück?“ sprudelte der besitzliche Erwin heraus, „Sie müssen es doch wissen. Sie sind ja in ihrem Dienste.“ — „Wir sind nicht im Dienste der gnädigen Frau“, antwortete kalt und gemessen der geistliche Kammerdiener, „die Frau Gräfin hat hier nur zur Nichte gewohnt.“

Mein armer Freund taumelte wie vernichtet nach seinem Hotel. In den Anlagen begegnete ihm Kapitän Berger. „Wohin des Weges, theurer Herr? Wissen Sie, daß die schöne Gräfin heute früh weggeereist ist? Sie sollen sehr hoch in ihrer Gunst gefanden sein. Meine besten Komplimente, junger Freund, nur wenige Sterbliche können sich eines Erfolges bei ihr rühnen. Sie gehört, wie Sie wahrscheinlich wissen, zur großen Meiere, die nur bei besonderen Anlässen in die Schladtlinie nicht. Falls ein bedeutender Spieler mit großen Gewinnen zu entweichen droht, oder wenn eine durchreisende hohe Persönlichkeit an Monte Carlo gekostet werden soll, dann tritt Madame de la Ponterrie in Aktion. Die reizende Gräfin heißt eigentlich in Paris Fifine la Provençale, aber das thut nichts zur Sache; wer wird auch eine schöne junge Person nach verguldeten Bergamanten fragen!“

Beim Morgengrauen des nächsten Tages fuhr ein kleines Boot aus dem Hafen von Monaco in den bannigen Nebel, der vom Meer aufstieg. Eine scharfe Brise blähte das schneeige Segel und trieb das zerliche Schiffchen an die offene See. Die Umrisse der leichten Barken fingen an zu verschwimmen; ein Schuß hallte, und als sich der Rauch verzogen, waren sowohl der Mann, welcher bis dahin am Steuer gestanden, als auch das Fahrzeug dem Gesichtsfreie entschunden.

Ein kleiner weißer Punkt glänzte noch durch den Nebel. War es das Segel des Schiffchens oder das Leuchtend Erwin's? I d e k a.



